

Wir wünschen uns Glück und segeln los

Rith-Törn Rund Rügen 2010

Vorspann

„Drei Generationen sind da unterwegs – Vater, Großvater und Sohn“ J. zeigt begeistert auf „Rith“, die eben abgelegt hat und sich in Richtung Grünau entfernt. Ich stehe mit hängenden Armen auf dem Steg und sehe ihnen nach, während J. mir erklärt, wie froh die Männer seien, das Boot ohne mich nach Wolgast zu bringen, wie viel Spaß sie haben werden ohne eine Frau an Bord, die immer meckert.

„Naja, was soll ich erzählen? Kanalfahrt, Kanalfahrt.“ Schreibt L., der auf diesem ersten Teil der Reise den Chronisten machen muss. „Wir sind bis 22 Uhr gefahren, es war brüllend heiß“ Wie heiß es war, höre ich abends am Telefon. Wie sie sich nicht zu lassen wussten auf dem schattenlosen Schiff, wie sie literweise Wasser tranken, das immer wärmer wurde und keine Erfrischung mehr bot. Wie die Kanäle voller Köpfe waren von Menschen, die Abkühlung suchten, wie die Kinder von den Brücken sprangen und knapp neben Rith im Wasser landeten und wie gut ein kühles Bier tat am Abend und eine kühle Limo.



Die Wikinger in Wolgast

Freitagnachmittag, Mitte Juli. Eingekeilt zwischen Wochenendpendlern stehen wir in der Regionalbahn. Endlich ist es auch für mich soweit. Bepackt mit Taschen voller Dinge, die noch unbedingt mit müssen, sind wir auf dem Weg nach Wolgast. Morgen geht es los zu unserm ersten Küstentörn mit Rith. Ein Mann spricht mich an, als er mich ein Buch über Hiddensee lesen sieht. Sie sind zu dritt auf dem Weg zu ihrem

Segelboot nach Stettin und sie kennen sich aus im Revier. Auf Hiddensee, sagt der Mann, sei es aussichtslos einen Platz im Hafen zu bekommen. Die einzige Möglichkeit sei, über Nacht in der Nähe der Hafeneinfahrt zu ankern. Morgens früh aufstehen und wenn einer herauskommt, zack hinein. Ich bin beeindruckt.

In Wolgast erwartet uns mein Bruder am Bahnhof. Rith liegt in der Marina der Hornwerft, nicht weit entfernt. Ein bisschen fremd kommt sie mir hier vor, wie einem ein Familienmitglied fremd vorkommt, dass eine Weile alleine verreist war.

Später gehen wir mit meinem Bruder und seiner Freundin in ein Restaurant am Stadthafen.

Während wir auf unser Essen warten, taucht in der Hafeneinfahrt ein Wikingerschiff auf. Ein richtiges, mit hoch gebogenem Bug und Heck, einem geschnitzten Drachenkopf und lauter Kerlen in sackleinenen Kitteln an den Rudern. Nur die Helme mit den Hörnern haben sie gerade nicht auf. Im Heck sitzt ein alter Oberwiking und brüllt Befehle in einer fremden Sprache. Obwohl es nicht gerade klein ist und die Ruder sein einziger Antrieb sind, gelingt es, das Schiff zentimetergenau in eine Lücke an den Kai zu manövrieren. Der alte Oberwiking weiß, was er tut. Viele Hände strecken sich den Leinen entgegen, um beim Festmachen zu helfen, eine Huldigung, die von den Wikingern mit Würde, in der leise Verachtung für die Landratten mitzuschwingen scheint, entgegengenommen wird.

Später am Abend sehe ich sie noch einmal. Barfuss stehen sie in ihren Kitteln nebeneinander im Waschraum der Hornwerft vor den Spiegeln und putzen ihre Zähne. Am nächsten Morgen sind sie verschwunden.

Leinen los

Als wir Wolgast am nächsten Tag gegen Mittag verlassen, regnet es in Strömen. Der erste Regen seit Wochen drängelt sich in jede Ritze, tropft durch undichte Schraubenlöcher in den Salon, kriecht in die Hundekoje, in den Schrank, ins Bad, fließt aus den lustlos flappenden Segeln und läuft uns aus den Haaren in die Augen. Schafe wie nasse Scheuerlappen stehen am Ufer aufgereiht und sehen uns nach.

Bis zur Peenemündung geht das so, dann ist plötzlich der Wind da. Rith schüttelt sich wie ein nasser Hund, bläht ihre Segel und zischt los. Auf einmal haben wir alle Hände voll zu tun: Segel trimmen, anderen Schiffen ausweichen, die Karte lesen. Wo kommen auf einmal all die Boote her, die sich gerade hier, wo es eng ist, in der Fahrrinne drängen? Welche Tonne war das gerade? Jetzt bloß nicht erzählen, denn neben der Fahrrinne wird es flach – ganz flach. Der Wind legt zu, die Wellen auch. Nach Gager geht es gegenan. So richtig vorbereitet fühle ich mich nicht. Vor lauter Arbeit am Schiff sind wir in diesem Jahr noch kaum zum Segeln gekommen. Und jetzt gleich so. Hoffentlich geht das gut. Aber nach ein paar Stunden auf der Kreuz bei frischem Wind und zunehmendem Sonnenschein, haben wir unser Selbstvertrauen und auch L. seine gute Laune zurück.

Bis Gager schaffen wir es heute doch nicht mehr, also fahren wir nach Thiessow. Der Hafen ist voll. Viele Segler liegen schon im Päckchen, uns will allerdings niemand bei sich anlegen lassen. Es ist spät und wir sind müde. Aber ankern, gleich in der ersten Nacht? Selbst hier im Hafen weht der Wind noch heftig. Jetzt legen wir mal da bei den Fischern an und fragen, wo wir bleiben können. Glück gehabt. Der Fischkutter, der sonst hier liegt, steht an Land. Wir können seinen Liegeplatz haben.

Samstagnacht in Thiessow

Familien flanieren um das Hafenbecken, schauen sich die Schiffe an und genießen den Sonnenuntergang, der heute auch wirklich ganz besonders schön ausfällt. Kinder rennen herum, lachen und kreischen, klettern auf die große Fischwaage und

jagen sich zwischen den aufgestapelten Fischkisten und Tonnen mit den Netzen. Ein Betrieb wie auf einer italienischen Piazza am Abend, obwohl es nicht einmal eine Eisbude gibt. Aus dem Restaurant hinter dem Parkplatz dröhnen elektrisch sehr verstärkte deutsche Schlager – ein Gesangsduo auf Sommertournee. Wohl nicht der Musikgeschmack der Crew eines Seglers neben uns. Sie packen ein Schifferklavier aus und jetzt haben wir Schlager gemischt mit Shanties. Uns ist alles Recht, wir sitzen mit einem Glas Rotwein in der Pflicht, während L. irgendwo in dem Gewimmel unterwegs ist. Vor uns liegen drei Wochen Ferien, die gerade erst begonnen haben und sich bis zum Horizont vor uns ausbreiten.



Snekke Boot

Ausgiebig frühstücken und dann am Strand in der Sonne liegen und Elisabeth von Arnims „Elisabeth auf Rügen“ lesen. Die Gattin eines preußischen Offiziers, unterwegs mit Kutscher August und Strümpfe strickender Gesellschafterin Gertrud. Wir amüsieren uns königlich über die mit viel Selbstironie und angelsächsischem Humor gewürzten Beschreibungen.

L. kommt mit einem ganzen Strauß großer Möwenfedern von seinen Streifzügen zurück. Die stecken wir an die Reling, um unserem Schiff Flügel zu verleihen.

Der Wind hat seit gestern weiter zugenommen und trifft uns so von der Seite, dass er den Mast in Schwingungen versetzt, die sich in unangenehmer Weise auf den ganzen Schiffskörper übertragen. Während die künstlerische Leitung dieser Reise (ich) überlegt, eine Krisensitzung einzuberufen, um das Problem zu diskutieren, hat die technische Leitung (P.) die Lösung schon gefunden. Der gefüllte Trinkwasserkanister, an ein Fall gehängt und über das Achterstag abgespannt, fungiert ab jetzt als Schwingungsdämpfer.

Damit können wir uns der entscheidenden Frage eines jeden Tages zuwenden: Was gibt's denn heute zu essen? Nudeln? Keine Einwände. Immer bestrebt, mich auch auf technischem Gebiet weiterzuentwickeln, mache ich jetzt den Petroleumkocher mal ohne die Hilfe der technischen Leitung an: Als erstes die Luke zu, damit's nicht zieht und den Feuerlöscher griffbereit auf der Bank platzieren. Dann pumpen, um den

Petroleumbehälter unter Druck zu setzen, Brennspritus in die Schale unter dem Brenner füllen, vorsichtig, nichts verkleckern, den Spiritus anzünden und die Flamme belauern, die sich zu einem mittleren Freudenfeuer entwickelt, wenn der Spiritus anfängt zu kochen. Wenn die Flamme in sich zusammenfällt, den Regler aufdrehen. Mit einem leisen Puff springt der Kocher an und brennt so harmlos vor sich hin, als hätte nicht eben noch eine Feuersbrunst gedroht. Erleichtert ausatmen.

Während ich koche, hat sich die technische Leitung (P.) einem weiteren Neuling unserer Bordausstattung zugewendet, dem UKW-Funkgerät. Mal sehen, ob er Delta Papa 07 reinkriegt. Es knackt, es knirscht, es rauscht. Dazwischen ganz leise eine sonore Stimme „Oooooost, Nordooooost 4 bis 5“ P. drückt Knöpfe, dreht an Reglern, probiert herum. Jetzt hören wir die Stimme deutlicher, sie sagt: „Irgendjemand, der nicht mit seinem Funkgerät umgehen kann, verursacht hier Störungen“. Wir sehen uns an. Zwei Paar rotglühende Ohren tauchen den Salon in warmes Licht. „Ich glaube, der meint uns. Mach mal lieber aus, am Duschhaus hängt auch ein Wetterbericht.“

Das Nudelwasser summt, die Sauce köchelt, ich schaue aus dem Fenster und sehe Stefan, der in Hannes Snekkeboot in den Hafen gerudert kommt. Dass das Stefan ist, weiß ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Dass das Boot ein norwegisches Snekkeboot ist, das Hannes gehört, der gerade im Hafen herumläuft und eine Anlegemöglichkeit sucht, auch nicht. Aber ich sehe ein wunderschönes, offenes Holzsegelboot und es ist mir so sympathisch, dass es gerudert kommt. Die beiden nehmen unser Angebot, bei uns längsseits zu gehen, gerne an.

Nach dem Abendessen treffen wir uns auf ein Glas Wein in unserer Pflicht. Wir erfahren viel über das tapfere kleine Arbeits- und Lotsenboot Snekke aus Norwegen, mit dem die beiden in den letzten Tagen bei kräftigem Wind Rügen umrundet haben. Vor dem Schlafengehen laden sie uns ein, morgen einen Probeschlag mit ihrem Boot zu segeln.

Am Montagmorgen ergattere ich noch frischen Fisch von einem freundlichen Fischer, bevor es losgeht. Bei strahlendem Sonnenschein ankern wir im Großen Zicker und bekommen dann abwechselnd eine Lektion im Snekkeboot-Segeln. Es begeistert mich, dass man auch mit so einem relativ kleinen, offenen Boot eine Seereise unternehmen kann und ich fühle mich den Menschen verbunden, die schon immer und mit allen Arten von Gefährten aufs Meer hinausgefahren sind.

Dann trennen sich unsere Wege. Wir wünschen uns Glück und segeln los – Hennes und Stefan nach Westen, wir nach Süden. Für uns beginnt hier die Umrundung von Rügen, für sie ist sie fast zu Ende.

Alle Orte schauen aufs Meer

Der Bodden ist spiegelglatt. Flaute. So vollständig, dass wir schließlich, ganz gegen unsere Prinzipien, den Motor anwerfen. Auf der Ostsee hat der Wind ein Einsehen und kommt zurück, strengt sich sogar an, um das Versäumte nachzuholen. Mit 5 – 6 Knoten rauschen wir an Rügens Ostküste entlang. Wie wir es genießen stundenlang so dahinzugleiten, ohne Mühe und ohne Lärm. L. liegt in der Hundekoje und liest. Obwohl wir gut vorwärts kommen, werden wir Sassnitz bei Tageslicht nicht mehr erreichen. Aber in der Bucht vor Binz müssten wir bei dem Wind ganz geschützt liegen können. Dann wird das heute unsere erste Ankernacht. Ein großes holländisches Plattbodenschiff liegt schon in der Bucht. Wie beruhigend, wenn die auch der Meinung sind, dass das hier ein guter Platz ist. Es steht ein ganz schöner Schwell in die Bucht und wir haben das noch nie gemacht, eine ganze Nacht zu ankern. P. bringt zur Sicherheit den zweiten Anker auch noch aus.

L. ist den ganzen Tag nicht vom Schiff heruntergekommen. Ich fahre mit ihm im Schlauchboot ans Ufer, damit er herumtollen und baden kann. Viele

Spaziergänger sind am Strand unterwegs. Sie sehen uns zu, wie wir uns dem Ufer nähern. Auch die Häuser beobachten uns mit ihren blanken Fenstern. Während L. badet und spielt, sitze ich auf einem großen Stein und fühle mich fremd. All die Menschen um mich her werden bald den Strand verlassen und über Straßen und Wege in ihre Behausungen gehen. Sie sind verbunden mit dem Land. L. und ich werden nicht eine Straße dieses Ortes betreten. Wir kehren aufs Wasser zurück und die Menschen und Häuser sehen uns nach und vergessen uns.

Nach einem köstlichen Abendessen aus frischen Flundern sitzen wir noch lange fröstelnd in der Pflicht. Vergnügt blinken die Lichter von Binz herüber, als wollte der Ort uns überreden, ihn doch noch zu besuchen. Verheißungsvoll spiegeln sich Sassnitz und Mukran in der Bucht. Als seien sie alte italienische Hafenstädte, die mit buntem Treiben in Restaurants und Bars locken. Aber auch über uns herrscht Festbeleuchtung. Ein strahlendes Sternendach spannt sich über den Himmel. Nur ganz im Westen hält sich ein Streifen Tageslicht, als habe er sich da eingerichtet, weil die Nacht so kurz ist, dass es sich für ihn nicht lohnt zu verschwinden.

Obwohl es unsere allererste Ankernacht ist und der Schwell nicht nachgelassen hat, beschließen wir, unseren Ankern zu trauen und schlafen zu gehen. „Wer aufwacht, schaut nach, ob alles in Ordnung ist“, verabreden wir. Zweimal werde ich kurz wach, dann schaukeln mich die Wellen in einen so tiefen Schlaf, dass ich am nächsten Morgen Mühe habe, zu verstehen, wer ich bin und wie ich hier hingekommen bin.

Die Strecke nach Sassnitz ist in kaum zwei Stunden geschafft. Am Hafen herrscht Hochbetrieb. Fischer, Ausflugsdampfer, Segler. Alle zieht es zum Hafen, auch die, die dort nichts zu tun haben. Am Hafen breitet eine Stadt ihre Arme aus und wer von der See kommt, fühlt sich willkommen geheißen. Über die Straße kommt man immer von hinten, vom Rand in einen Ort. Dem Hafen wendet sich alles zu. Die Orte schauen auf s Meer, erwartungsvoll und einladend, als wäre jedes Schiff ein Botschafter oder eine Neuigkeit.

In den alten Häfen leben starke Gefühle – Hoffnung und Angst, Sehnsucht, Liebe und Grausamkeit, Abschiedsschmerz und Wiedersehensfreude. Vielleicht ist es der Nachhall dieser Intensität, der uns heute noch in die Häfen zieht.

Feuersteinfelder

In Sassnitz leihen wir uns Fahrräder und machen uns auf die Suche nach den Feuersteinfeldern. „Feuersteinfelder“, das klingt nach einem verwunschenen Ort. Ich stelle mir große Flächen dunkler Kristalle vor, die in Felsen eingebettet sind. Wir besorgen uns eine Radwanderkarte, packen zwei Flaschen Wasser, Kuchen und etwas Obst ein und fühlen uns gut gerüstet für die Expedition. Erst einmal geht es, wenig zauberhaft, an der Straße entlang, immer bergab auf einem gut ausgebauten Radweg. Der endet am Fuß des Hügels und wir müssen an der Straße weiter, die hier sehr schmal und sehr befahren ist. Lastwagen donnern keine Armeslänge neben uns vorbei. Ich bin schweißgebadet, als wir endlich in den Wald abbiegen können. Der Wald ist kühl, der Wald ist schattig, der Wald hat sehr sandige Wege, die für Fahrräder nicht wirklich gut geeignet sind. Der Wald wird immer dichter, zumindest dort, wo wir, laut Karte, entlang müssen. Am Ende schieben wir die Räder durch hüfthohes Gras, umschwirrt von unzähligen Mücken, die alle noch ihre Freunde und Verwandten mitgebracht haben. Drei wohlgenährte, gut durchgeschwitzte Feriengäste, was für ein Festmahl. Wir können nicht stehen bleiben, um noch einmal auf die Karte zu schauen, wenn wir nicht bei lebendigem Leibe aufgefressen werden wollen. Gefühlte anderthalb Stunden später erreichen wir einen breiteren Weg. Autolärm ist zu hören. Jetzt fahren wir erstmal zu der Straße und schauen dort weiter. Die Karte verrät uns nicht, was wir falsch gemacht haben. Vielleicht ist doch etwas Magisches um diese Felder. Aber von dieser Straße aus ist es nicht mehr weit.

Wir müssen nur einen Übergang über die Bahnlinie finden, die zwischen uns und den Feuersteinfeldern verläuft. Wieder eine Landstraße, nicht sehr breit. Wir radeln, immer auf der äußersten Kante des Asphaltbandes balancierend, darauf bedacht, von den Verwirbelungen des vorbeirasenden Verkehrs nicht aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden. Ein Bahnübergang ist nicht zu entdecken. Bevor unsere Nerven sich endgültig verabschieden, wechseln wir auf den Radweg, der ein Stück von der Straße entfernt in den Dünen verläuft. Alle paar Hundert Meter fahren wir zur Straße zurück, um nach dem Bahnübergang zu schauen. Wir suchen gemeinsam, wir suchen getrennt, vergeblich. Die Karte bleibt in diesem Punkt seltsam ungenau. Der Feierabendverkehr lässt schon wieder nach, als wir Prora erreichen, die gigantische Nazi-Bauruine, die uns höhnisch ihre Treppenzähne zeigt. So, jetzt reicht's. Jetzt schauen wir ein letztes Mal und da... finden wir den Durchlass, der es uns erlaubt, auf die andere Seite der Schienen zu kommen. Auf einmal ist alles ruhig und leicht. Wir fahren eine alte, halbversunkene Kopfsteinpflasterstraße entlang, die Sonne scheint, die Vögel zwitschern, der Verkehrslärm ist nur noch als fernes Rauschen vernehmbar, wir sind allein. Dies ist bestimmt eine in Vergessenheit geratene Landstraße und sie führt uns genau an unser Ziel. Noch eine Biegung und dann liegen sie vor uns, die Feuersteinfeldern.

„Na toll. Und dafür sind wir den ganzen Weg gefahren?“ L.s Kommentar spricht auch uns aus der Seele. Keine Felsen und dunklen Kristalle liegen da vor uns, sondern Wacholderbüsche und Heidekraut mit hellgrauen Steinen dazwischen. Sie machen es uns nicht leicht, diese Feuersteinfeldern. Dass es doch etwas Besonderes damit auf sich hat, bemerke ich erst, als wir an einer umgestürzten Kiefer vorbeikommen. Der Baum ist mitsamt seinem Wurzelwerk umgefallen. Aus dem entstandenen Loch scheint es grau-weiß. Keine Erde, sondern Steine. Wir stehen auf einer meterdicken Schicht von Feuersteinen, einer gigantischen Geröllhalde, die die letzte Eiszeit hier hinterlassen hat. Als hätte ein Zen Meister einen Garten angelegt, so umstehen Wacholder und Heidekraut schimmernde Inseln aus hellen Steinen. Je mehr die Anspannung der letzten Stunden von uns weicht, umso empfänglicher werden wir für den Zauber dieses Ortes. So abgeschieden und friedlich ist es hier, dass wir gar keine Lust haben, wieder aufzubrechen. Von hier aus finden wir auch den Weg, auf dem wir laut Karte hierher hätten kommen sollen, ganz leicht. L. verfängt sich mit seinem Vorderrad in einer Baumwurzel und fällt hin. Genau da, wo er stürzt, liegt ein nur wenige Zentimeter großer Hühnergott (ein Feuerstein mit einem Loch darin) wie ein kleiner Abschiedsgruß dieser seltsamen Feldern. Er nimmt ihn mit und trägt ihn später an einer Schnur um den Hals.

Auf dem Rückweg haben wir die Gelegenheit einen Blick auf Mukran zu werfen. Von wegen alter italienischer Hafen mit Bars und buntem Treiben - ein Industrie- und Fährhafen mit wenigen Häusern drumherum, aber vielen Straßenlaternen.

Es ist spät geworden, wir sind müde und das Trinkwasser ist alle. Besonders L. leidet unter seinem Durst. Im Allgemeinen ist unsere Welt ja flächendeckend mit Versorgungsstationen in Form von Supermärkten, Kiosken oder Tankstellen ausgestattet. Aber ausgerechnet hier findet sich nichts. So müssen wir den ganzen Weg nach Sassnitz zurückstrampeln, bergauf diesmal, bis wir an eine Tankstelle kommen. Wie gut das kalte Wasser tut, wenn man so durstig ist, wie es belebt und die Stimmung rettet.

Meeresrauschen

Im Hafen von Sassnitz gibt es viele Möglichkeiten, ein Boot festzumachen und wenige, auf die Toilette zu gehen. Das Hafenklo ist etwa 10 Minuten Fußweg von unserem Liegeplatz entfernt und kostet pro Benutzung 50ct. Vorbei die Zeiten, als man sich die Gebühr sparen konnte, wenn ein freundlicher Mensch mithilfe von

Klopapier dafür gesorgt hatte, dass die Tür der Kabine nicht ins Schloss fiel. Hier haben sie eine Kassierschleuse mit Drehkreuz wie im Schwimmbad.

Unser Bordklo ist, trotz intensiver Bemühungen, im Stadium der Vorvollendung stecken geblieben. Bleiben, als einzige Alternative, die Dixi-Kabinen auf der Mole, an der die Boote liegen. Im Inneren der Plastikkabine herrscht blaues Dämmerlicht. Wie in einem Resonanzraum werden die Geräusche, die hereindringen verstärkt. Draußen schlagen die Wellen an die Befestigung der Mole, hier drinnen fühle ich mich umtost, als sei das Dixi ein Leuchtturm in stürmischer See.

Kreidebotschaften

Bei halbem Wind können wir am nächsten Morgen direkt aus dem Sassnitzer Hafen hinaussegeln, ohne den Motor bemühen zu müssen. Dafür kommen auf dem Prorer Wiek die Wellen von der Seite. Bei 4-5 Windstärken werden wir ganz schön durchgeschüttelt. Unter Deck, wo L. sich während der Fahrt gerne aufhält, weil er da besser spielen kann als in der Pflicht, riecht es nach Petroleum. Ein Problem, das sich zum Glück bald von selbst erledigt. Wahrscheinlich hatten wir einfach den Petroleumbehälter des Kochers zu voll gemacht.

Bevor die unselige Verbindung von Schaukelei und üblen Gerüchen schlimme Folgen hat, kommt L. lieber an Deck. Zum Glück, denn sonst hätte er den erhabensten Anblick der ganzen Reise verpasst. Großartig leuchten die berühmten Kreidefelsen in diesen leicht verhangenen Morgen. Wie exklusiv es sich anfühlt, so ohne Lärm und Gestank an ihnen entlang zu segeln (die vielen Ausflugsschiffe, die außer uns hier unterwegs sind, blende ich mal aus).

Unser Ziel ist Lohme, ein Tipp der beiden Snekke-Segler aus Thiessow. Es ist der schönste Hafen, den wir auf dieser Reise besuchen. Eng an die Steilküste gekuschelt liegt er da, ein Einschnitt im Wald, der links und rechts die Kreidefelsen bedeckt. Der Ort Lohme liegt oberhalb des Steilhangs. Eine lange hölzerne Treppe führt vom Hafen hinauf. Für Lasten gibt es einen altertümlichen Aufzug, wie sie sie im Gebirge haben.

Das Boot im Wind zu halten und die Segel herunterzunehmen ist bei den Wellen gar nicht so einfach. Zum Glück haben wir inzwischen die Sörgleinen montiert und können uns einpicken, wenn wir an Deck herumturnen.

Es ist erst Mittag und der Hafen ist noch ziemlich leer. Wir suchen uns eine Box aus, fahren hinein und legen die Achterleinen über die Dalben. Ich gehe zum Bug, um mit der Vorleine auf den Steg zu springen, P. und L. halten uns hinten. Rith nähert sich dem Steg, es platscht, L.s Leine versinkt. Zu kurz, er konnte sie nicht mehr halten. Es platscht noch einmal, P.s Leine gesellt sich zu L.s Leine ins Hafenbecken. Auch zu kurz. Heute Morgen in Sassnitz hatten wir gedacht „ach, länger als hier sind die Boxen woanders wohl auch nicht, lassen wir die Augen für die hinteren Dalben gleich drin, dann ersparen wir uns die Arbeit.“ Zum Glück ist der Hafen so leer und zum Glück sind wir in diesem Jahr besser mit Leinen versorgt, als im letzten. Aber natürlich sind es ausgerechnet unsere beiden Nichtschwimmer-Leinen, die Baden gegangen sind. Da muss P. ins Wasser und sie herauftauchen. Was lernen wir daraus? Bequemlichkeit zahlt sich nicht aus beim Segeln.

Wenn ein Mensch ein Stück Kreide in die Finger bekommt, möchte er damit etwas zeichnen oder schreiben. In Lohme liegt überall Kreide herum und überall finden sich gezeichnete oder geschriebene Botschaften. An einer Stufe der langen Holztreppe am Steilhang steht: „Nur Mut Oma!“ Ein Stück weiter oben: „Bald geschafft!“ Und auf den letzten Stufen: „Fast oben, super“. Lebhaft können wir uns die Oma vorstellen, der auf diesem Ungetüm von Treppe die Puste ausgeht und ein eifriges Enkelkind, das versucht, sie mit seinen Kreidebotschaften aufzumuntern.

Auch wir schnaufen etwas, als wir oben ankommen. Schläfrig liegen bunte Blumengärten in der Sonne. Lohme hält Siesta. Nur der Dorfladen hat auf. Eine ausladende Frau im geblühten Kleid thront hinter dem Tresen. Die weiß hier doch bestimmt Bescheid. Ja, es gibt am Königsstuhl eine Treppe an den Strand hinunter. Nein, Sandstrand gibt es hier keinen, aber ihr Mann badet überall.

L. spielt mit dem Gedanken sein Taschengeld in eine der großen Wasserspritzen aus Schaumgummi zu investieren, die in dem Laden angeboten werden. Jetzt wird die Inhaberin geschäftstüchtig. „Die sind ganz toll“, preist sie die Ware, „damit kannst du Baseball spielen und Wasser spritzen. Wir spritzen damit immer unsere Katzen nass.“ Da kann er nicht mehr nein sagen und eine gelbe Spritze wechselt den Besitzer.

Als wir zum Schiff zurückkommen, hat sich der Hafen gefüllt. Viele Familien mit Kindern sind unter den Gästen und L. freundet sich mit einem Jungen an. Bis spät in den Abend fahren sie mit dem Schlauchboot und angeln. Der Junge ist ein Angelexperte. Er fängt zwei Rotfedern und einen kleinen Hecht. Weil sich aber, wie er sagt, seine Mutter weigere, Fische zu braten, die ohne Kopf und Schwanz weniger als 20 Zentimeter messen, wirft er sie wieder ins Wasser. „Allerdings“, erklärt er mir, „werden es diese Fische jetzt nicht leicht haben. Sie werden nämlich, weil sie von dem Angelhaken eine Verletzung erlitten haben, aus ihrer alten Herde ausgestoßen und müssen sich eine neue Herde suchen.“ Fische können ja wirklich fies sein. In eine fremde Herde würden sie aber aufgenommen, weil sie dort niemand kenne, beruhigt er mich.

Am nächsten Tag wandern wir zum Königsstuhl. Der Weg führt durch den Wald zwischen hohen, weit auseinander stehenden Bäumen hindurch. Streckenweise ist er gepflastert. Wieder so eine alte Landstraße. Sie beflügeln meine Fantasie, diese Straßen aus vergangenen Zeiten.

Am Ziel angelangt müssen wir feststellen, dass es Eintritt kostet, den Königsstuhl zu besuchen und dass keiner von uns daran gedacht hat, Geld einzustecken. L. wird richtig böse. Schließlich sind wir hierher gewandert und nicht, wie die meisten anderen, mit dem Bus gekommen. Da können sie uns doch nicht einfach so um das Ziel unserer Wanderung bringen. Dann gehen wir eben zum Strand hinunter und schauen ihn uns von unten an. Die Treppe, die hinunterführt, kostet nichts. Oben ist ein Schild angebracht: „110 Höhenmeter = 412 Stufen. Der Weg ist sehr anstrengend“ steht darauf. „Bilder wie aus einem Kurosawa-Film“, denke ich als ich auf die Treppe schaue, die sich im Zickzack den steilen, bewaldeten Hang hinunterzieht. Die Stufen sind zum Teil aus dem Weg gegraben, zum Teil aus Holz gebaut. Zwei Reihen von Menschen, eine hinauf und eine hinab, bewegen sich wie Ameisenkolonnen aneinander vorbei. Die Hinauf-Kolonnen gerät immer wieder ins Stocken. Schwitzende, nach Atem ringende Menschen halten sich am Treppengeländer fest und werfen denen, die ihnen beschwingten Schrittes entgegen kommen Blicke zu, die zu sagen scheinen: „Wartet nur, bis auch ihr wieder hinauf müsst.“

Am Strand wimmelt es vom Menschen, die Steine ins Wasser werfen und sich gegenseitig fotografieren. Zuviel Lärm, um diesen Ort genießen zu können. „Wollen wir nicht am Strand entlang zurückgehen?“ „Du willst wohl nicht die Treppe wieder hoch?“ Stimmt. Die Aussicht gleich selbst japsend auf einem Treppenabsatz zu stehen, lockt mich nicht besonders. Ich möchte aber auch nicht so gerne durch den dunklen Wald zurück. Lieber hier im Licht bleiben und nach Botschaften aus fernen Zeiten suchen. Botschaften in Form von versteinerten Lebewesen, die Jahrtausende in der Kreide eingeschlossen waren und jetzt manchmal wieder hervorkommen. Zögernd stimmen die beiden zu. Es wird ein sehr anstrengender Weg und als wir in Lohme ankommen, tun uns allen die Füße weh. Aber nicht einmal L. beklagt sich, obwohl das Gehen über dieses Geröll für ihn noch ermüdender sein muss als

für uns. Ich glaube, ich habe in meinem Leben noch nie so viele Steine gesehen. Meistens sind es Kieselsteine. Manche so groß wie Fußbälle, andere klein wie Granulat und alle Größen dazwischen. Interessant ist, dass jeder Strandabschnitt nur von einer Sorte Kiesel bedeckt ist, entweder nur die fußballgroßen oder nur die hühnereigroßen oder nur die erbsengroßen. Andere Abschnitte sind voller Felsbrocken, über die wir klettern müssen. Meine Augen schweifen über den Boden. So gerne würde ich einen versteinerten Seeigel finden oder einen Donnerkeil, aber vergebens. Schwarze Feuersteinlinien, die sich durch die Kreidewände ziehen, finden wir und einmal zwei gelbe Steinbrocken von der Größe von Kleinwagen, deren Oberflächen aussehen wie die von Schwämmen. Urzeitkorallen vielleicht, die im Urmeer gelebt haben. Ob sie schon immer an dieser Stelle gewesen sind?



Noch eine ganz andere, aktuellere Art von Botschaft finden wir: Hier eine blaue Planke, da ein Stück von einem Fischernetz, orangefarbene Fischkästen, das Stück eines hölzernen Kiels, ebenfalls blau. Ein einfacher Holztisch steht im Geröll. Den hat bestimmt niemand hierher getragen. Aber jemand hat ihn aufgerichtet und eine Anzahl besonders schöner Steine darauf arrangiert. Wir legen einige unserer Funde dazu. Dann wieder blaue Planken und viele Ausrüstungsgegenstände, bestimmt über einen Kilometer Strand verteilt. Ein zerschellter Fischkutter. Die Einzelheiten des Dramas mögen wir uns gar nicht ausmalen.



Unser erstes Kap

Am Abend wagen wir es doch noch einmal Delta Papa einzuschalten. Diesmal mit Erfolg und ohne unangenehm aufzufallen. Er prophezeit für morgen viel Wind und Wellen. Also verstauen wir alles sorgfältig und stellen uns auf eine ereignisreiche Umrundung unseres ersten Kaps ein. Als wir Kap Arkona dann erreichen, ist der Wind fast völlig eingeschlafen und wir können seinen Anblick ausgiebig genießen. Lesen, Karten spielen, Teetrinken oder sich mal hinlegen und das Wasser nur wenige Millimeter neben sich an der Bordwand entlang rauschen hören.

An der Nordküste von Rügen begegnen wir Günther mit seiner Da Capo. Das wird wohl langsam zur Gewohnheit, uns unterwegs zu treffen. Es bleibt allerdings beim Uns-Sehen, denn als wir versuchen, ihn über Funk zu erreichen, stellen wir fest, dass unser Hand-Gerät für die Pflicht nicht funktioniert. Auch er versucht, uns anzufunken, aber ein Fehler in seiner Elektrik verhindert auch das. Im nächsten Jahr halten wir für diesen Fall eine Flaschenpost bereit.

Das wirkliche Leben von Hiddensee

In gläsernem Abendlicht segeln wir in die Einfahrt zwischen Rügen und Hiddensee. Der Wind ist kaum mehr ein Hauch. Die Ufer tragen breite Schilfgürtel, überall ragen Grasinseln aus der spiegelnden Wasserfläche. Hiddensee schwebt eine Handbreit über dem Horizont in der flirrenden Luft. Wir halten den Atem an. Wenn jetzt hinter der nächsten Biegung Venedig auftauchte, ich würde mich nicht wundern.

Dann zieht es sich zu und wird kühl. Immer mehr Boote motoren eilig an uns vorbei in Richtung Vitte. Angesteckt von der allgemeinen Nervosität nehmen wir die Segel herunter und starten den Motor. Nach dem, was mir der Segler im Zug nach Wolgast über das Ergattern eines Hafensplatzes auf Hiddensee erzählt hat, rechnen wir nicht damit, irgendwo unter zu kommen. Aber Ankerlieger sind weit und breit keine zu entdecken. Ein Blick auf die Karte erklärt, warum. Außerhalb der Fahrrinne kann man

hier überall spazieren gehen, ohne weiter als bis zu den Knien nass zu werden. „Wenn der Segler, der da hinten gerade nach Kloster hinein fährt, nicht wieder herauskommt, probieren wir es da.“ Eine halbe Stunde später liegen wir im Kommunalhafen von Kloster im Päckchen. Das also ist das berühmte Hiddensee. Wir sind noch nie hier gewesen und nehmen uns drei Tage, um die Insel zu erkunden. Schon bei der Ankunft ist zu spüren, dass es hier ruhiger zugeht, als anderswo. Kein Autolärm, was für eine Wohltat. Aber das allein kann es nicht sein, denn Dampfer und Wassertaxis, Pferdewagen und Menschenstimmen machen auch Krach. Vielleicht ist es nicht nur der fehlende Lärm für die Ohren, sondern auch die fehlende Geschwindigkeit für die Augen, die beruhigend wirkt. Vielleicht beeinflusst uns Bewegung, die wir sehen genauso, wie Geräusche, die wir hören. Hier hat die gelebte Geschwindigkeit Menschen- oder Pferdemaß.

Wo es keine Autos gibt, braucht es auch keine Einrichtungen für Autos. Straßen und Wege werden nicht eingeteilt in Raum für Autos und Raum für Menschen. Zwischen den Hotels und Läden sind Terrassen und Gärten, anstatt Parkplätze.

Am Samstag leihen wir uns Fahrräder, und fahren aufs Geratewohl los. Es ist kühl und windig. Am Strand fliegen einem fast die Ohren weg. Die Inselstraße ist dicht bevölkert. In allen Gärten flattert Bettwäsche auf der Leine. In Neuendorf legt gerade der Dampfer vom Festland an, als wir an den Hafen kommen. Er spuckt eine ganze Ladung Feriengäste mit ihren Koffern und Rucksäcken auf den Kai und nimmt eine ebensogroße Ladung Feriengäste mit Koffern und Rucksäcken wieder auf, bevor er ablegt. Fuhrwerke stehen bereit, um die Urlauber zu ihren Quartieren zu fahren. Für die, die zu Fuß gehen, stehen am Hafen Handwagen, mit den Namen der jeweiligen Pension versehen, für das Gepäck bereit. Praktisch jedes Haus bietet Zimmer für Urlauber an. Überall stehen Hinweisschilder für Urlauber: Kaffee und Kuchen, Dia-Vorträge, Fischbrötchen, Kräuterwanderungen, Eiscreme, Konzerte, Yoga am Strand, Wellness, Filme, Kunst, Massage... Ich frage mich, ob es unter dieser Urlaubsschicht so etwas gibt, wie das eigentliche Leben von Hiddensee. Menschen, deren Alltag nichts mit den Ferien anderer Leute zu tun hat.



Vielleicht ist die Kirche ein guter Ort, um ein Gefühl für das Wesen dieser Insel zu bekommen? Der Pfarrer ist doch meistens jemand, der sehr mit dem Leben eines Ortes verbunden ist. Ich mache mich also am Sonntagmorgen auf den Weg in die Kirche. Die Glocken läuten schon seit einer Weile, vor mir eilt der Kantor die Stufen hoch. Als ich eintrete, verkündet eine alte Frau triumphierend: „Kein Platz mehr!“ Hinten könne ich stehen, knurrt der Küster missmutig. Sind sie genervt, dass ich so spät komme, oder stört es sie, dass ich fremd bin. Letzteres kann nicht sein, denn die Kirche ist voller Feriengäste. Der Pfarrer ist eine Urlaubsvertretung aus der Schweiz und der Chor kommt aus Thüringen. Auch der Gottesdienst also eine Touristenveranstaltung? Oder ist dies das wahre Leben von Hiddensee? Ist die Insel ohne die Urlauber gar nicht mehr zu denken? Wahrscheinlich gibt es kaum noch Bewohner, die nicht von ihnen leben. Auch wenn ich mir etwas anderes vorgestellt hatte, genieße ich diese Stunde. Die Chormusik, die Gedanken, die heitere Atmosphäre des Raums, das Sonnenlicht, das durch die hohen, klaren Fenster auf den hölzernen Barockengel scheint, der unter dem Rosenhimmel schwebt.

Als wir am Abend durch Kloster spazieren, kommen wir an dem Schaukasten mit den amtlichen Bekanntmachungen vorbei. Die Gemeinde sucht eine Verwaltungsangestellte, die Trauungen durchführen und das Fundbüro betreuen kann. Das Gewöhnliche für die Menschen hier ist das Besondere im Leben der Besucher. Und wenn dabei mal was verloren geht, haben sie den Schlüssel zum Fundbüro.

Am Montag schauen wir uns das Heimatmuseum an. Bei Elisabeth von Arnim ist Hiddensee ein so abgeschiedener Ort, dass es nur einmal in der Woche eine Gelegenheit gibt, es zu verlassen. Im Museum erfahren wir, dass Hiddensee schon immer in der Welt lag. Viele Inselbewohner fahren zur See und das Kloster, dem im Mittelalter die ganze Insel gehörte, würde man nach heutigen Maßstäben einen Konzern nennen können, mit seinen wirtschaftlichen Verflechtungen bis nach Lüneburg.

Das Obergeschoss, in dem die Alltags- und Badegeschichte gezeigt wird, besteht aus einem einzigen Raum mit Holzdielen auf dem Boden und Fenstern zu allen vier Himmelsrichtungen. Man schaut auf die Ostsee, auf den Bodden und über die ganze Insel. Ich bin begeistert. So möchte ich wohnen. „Wenn Sie mich eines Tages oben vorfinden, bin ich dort eingezogen“, sage ich zu der Frau an der Kasse. „Ich bringe Ihnen dann einen Kaffee“, verspricht sie mir.

Dann geht es an den Strand. Der Sturm, der in den letzten Tagen das Strandleben unmöglich machte, ist vorbei, die Sonne scheint, die See ist ruhig.

Anschließend schauen wir uns noch Asta Nielsens Villa an und beginnen dann ein Forschungsvorhaben, das uns auch bei weiteren Besuchen auf Hiddensee noch beschäftigen wird. Ziel ist es, sich durch alle auf der Insel angebotenen Arten von Sanddorntorte zu essen. Der Anfang ist ein voller Erfolg: sahnig und lecker.

Am Abend sitzen wir in der Plicht und spielen Rummicub, eine Art Rommé, das mit kleinen Zahlenkarten gespielt wird. L. hat das Spiel erst an diesem Wochenende kennen gelernt, sich aber sofort dafür begeistert. Ab jetzt werden wir keinen Abend in die Kojen kommen ohne eine Runde gespielt zu haben.

Am nächsten Morgen erspähe ich einen Fischer, der mit seinem Fang hereinkommt und ergatterte frische Aale. Eigentlich widerstrebt es mir, diese Fische zu essen, die aus der Sargassosee hierher geschwommen kommen und auch wieder dorthin zurück müssen, um sich vermehren zu können. Wenn wir sie aufessen, war die ganze Mühe umsonst. Aber diese Fische sind schon tot. Mit der Sargassosee wird es für sie so oder so nichts mehr.

Nach dem Frühstück wandern wir zum Leuchtturm Dornbusch und hier hält Hiddensee noch eine Überraschung bereit: Wiesen wie auf einer Alm im Gebirge. Bedeckt von unzähligen Arten Wildblumen und -kräutern.

Als wir zum Hafen zurückkommen, haben wir einen Tornado verpasst. Die Windhose hatte allerdings, wie der Mann vom Nachbarboot erzählt, den Erdboden nicht erreicht, aber die charakteristische Wolkenformation, die sie am Himmel hinterlassen hat, sehen wir noch den ganzen Nachmittag, während wir bei schönstem Sonnenschein und kaum zwei Windstärken in Richtung Stralsund segeln.

Dieses leise Dahingleiten bei wenig Wind hat eine eindeutig sedierende Wirkung. Nur L. ist unternehmungslustig. Er verwandelt die Pantry in eine Bar und experimentiert mit Cocktails aus Mineralwasser, Zitronensaft und dem was an Obst sonst noch vorhanden ist. Während P. und ich vor uns hinträumen bekommen wir Drinks aus, mit der Knoblauchpresse ausgepressten, Kirschen, Zitronensaft und Wasser serviert. Mit Hingabe zubereitet und sehr erfrischend. Nach Stadtrummel ist uns in dieser Stimmung nicht zumute und so biegen wir ab ins Prohner Wiek, um mal wieder eine Nacht vor Anker zu verbringen. Der Abend ist so, wie man sich die Abende bei Segeltörns vorstellt: Wir liegen in einer friedvollen Bucht, der Blick schweift in die Weite, wo Schiffe ihres Weges ziehen, die Sonne versinkt rot glühend am Horizont, es stinkt erbärmlich. Nein, es ist nicht das erst seit zwei Tagen einsatzbereite Klo. Der Fisch ruht frisch und wohlverwahrt unter einer Packung Tiefkühlgemüse und harrt seiner Zubereitung. Es liegen keine getragenen Socken im Salon und wir haben auch nicht seit Tagen einen Käse in einer Ecke übersehen. Es ist das Wasser, das uns umgibt. Freundlich glänzend liegt es da und stinkt zum Steinerweichen. Nur die Mücken finden's gut und kommen in Scharen herbei, woraufhin wir beschließen, den Rest dieses perfekten Abends drinnen zu genießen.

Die alten Häuser von Stralsund

Die Stadtmarina ist nicht schön, aber zentral gelegen. Um Vergleichsdaten für unser Hiddenseer Forschungsprojekt zu sammeln, suchen wir erstmal ein Café am alten Markt auf und bestellen Sanddorntorte (Bewertung: auch nicht schlecht). Dann machen wir uns ans Kulturprogramm. Wenn heute eine Stadt zeigen will, wie reich sie ist, baut sie sich ein tolles Stadion oder eine schicke, sechsspurige Ausfallstraße. Im Mittelalter leistete man sich eine Kirche mit Marmor und Gold und allem, was dazu gehört. Das machte sich auch gut, wenn es um die besten Plätze im Paradies ging. Stralsund hat nicht nur eine von diesen Kirchen.

Wo der Reichtum herkam, sieht man an den noch erhaltenen Dielenhäusern die typisch waren für die Stadt. Diese Häuser bestehen vor allem aus Dachböden. 5 oder 6 übereinander. Viel Platz um Waren zu lagern. In der großen Diele im Erdgeschoss wurden die Geschäfte gemacht. Wenn die Familie überhaupt im Haus wohnte, dann in einem kleinen Raum neben der Diele. Oft schliefen sie aber auch in einem Anbau im Hof. Für das älteste dieser Häuser, das am Ende der Fußgängerzone steht, ist die Wende 1989 gerade noch rechtzeitig gekommen. Viel länger hätte es nicht mehr durchgehalten. So konnte es in letzter Minute gerettet werden und gehört heute zum kulturhistorischen Museum. Bis unter den Dachfirst kann man Leiter für Leiter nach oben steigen. Hier hängt noch ein uraltes hölzernes Rad, mit dessen Hilfe die Waren aus der Diele auf die einzelnen Böden gezogen werden konnten.

Es ist wirklich ein Greis von einem Haus. Ganz vorsichtig setze ich meine Schritte auf den buckligen, teils löchrigen Dielen der Dachböden, um ihm nicht zuviel zuzumuten.

Ein anderes dieser Häuser finden wir in der Frankenstraße. Ein offenes Haustor, ein Schild, dass es sich um ein Denkmal handelt und die Neugier siegt über die Scheu.

Ja, wir dürfen eintreten, obwohl es sich um ein Privathaus handelt, das sein Besitzer seit den achtziger Jahren mit unendlicher Mühe erhält. Die Diele ist voller alter Sachen. Zum Teil Dinge, die er sammelt, zum Teil der Müll vergangener Jahrhunderte - Scherben und Knochen - den er beim Sanieren gefunden hat. Es ist niemand da und wir fühlen uns doch ziemlich als Eindringlinge, wie wir hier herumgehen und alles betrachten. Dann kommt der Hausherr vom Einkaufen nach Hause und erzählt vom Leben in diesem Haus, wie es gewesen sein könnte - für unsere Maßstäbe vor allem eins: unbequem. Und dazu jeden Tag Suppe. Dann zeigt er uns noch seine Sammlung alter Ziegelsteine. An der Farbe kann er erkennen, wo ein Stein herkommt. Außerdem ist in jeden das Zeichen seines Produzenten eingeritzt. Besonders anrührend ist ein Stein mit dem Abdruck eines Kinderfußes. Im Mittelalter mussten auch die Kinder arbeiten, z.B. das Zeichen des Meisters in Rohlinge ritzen. Dabei ist ein Kind auf einen noch feuchten Stein getreten und hat diese Spur hinterlassen - vielleicht die einzige, die noch heute von seinem Leben zeugt, wer weiß.

Ankernacht am Streckelsberg

Wir verlassen Stralsund bei bis zu 7 Windstärken von achtern. Jetzt zeigt es sich, dass wir unbedingt mehr Reffmöglichkeiten brauchen. Aus Angst vor einer Patenthalse bei diesen Böen, traue ich mich gar nicht mehr an die Pinne. Zum Glück ist P. unerschrockener.

Ansonsten vergehen die nächsten Tage ohne besondere Ereignisse, was wir nicht zuletzt L.s Aufmerksamkeit zu verdanken haben. Bei schönem Wetter und gutem Wind sind wir auf dem Weg von Lauterbach nach Karlshagen. Eben haben wir die Insel Vilm an Steuerbord gelassen. Wir haben die Karte studiert und sind uns einig darüber, wo es langgeht, als L. ein Tonnenpaar entdeckt, das ganz abseits von unserem Kurs liegt, aber die Fahrwinne bezeichnet. Zum Glück bringt er es rechtzeitig ins Spiel. Nicht mehr lange und wir wären fröhlich auf die Untiefe gerauscht, die vor uns liegt.

Nach einem Strandtag mit den Großeltern in Karlshagen brechen wir am Montag früh auf in Richtung Swinemünde. Leider scheint Petrus Ruhetag zu haben. Keine Sonne, kaum Wind. Es ist stickig, die Sicht ist schlecht, mit 1 - 2 Knoten schleichen wir dahin. Dafür bietet sich die Gelegenheit, den Ruden mal aus der Nähe zu sehen. Meistens ist die Vorstellung, die ich mir von einer Insel mache, die ich nur als Silhouette am Horizont kenne, viel schöner als die Wirklichkeit und dann wünsche ich, ich hätte sie nicht gesehen. In solche Gedanken vertieft bemerke ich das leise Prasseln nicht, das um uns ertönt. Ich habe nichts kommen sehen, keine Bewegung bemerkt, doch plötzlich ist das ganze Schiff bedeckt von kleinen grünen Mücken. Sie sitzen am Segel, am Großbaum, an den Fenstern, ballen sich in den Ecken des Decks und der Plicht, kriechen uns in Nasen und Ohren. Wo wir uns setzen, sitzen wir in Mücken, wo wir hingreifen, greifen wir in Mücken, wenn wir einen Schluck Tee trinken, trinken wir Mücken. Eine gelinde Panik breitet sich aus. Da ist L. zur Stelle. Dies ist eine Aufgabe für seine große gelbe Wasserspritze. P. verfiert eher die Trockenmethode und holt den Besen. Energisch machen sie sich ans Werk. Eine Viertelstunde später haben wir zu den Mücken, die nicht spürbar weniger geworden sind, Mückenschleim am Deckshaus und auf dem Deck. Nichts zu machen. Wir vertagen die Lösung des Problems auf später und wenden uns der Frage zu, wo wir heute die Nacht verbringen sollen. Es ist schon Nachmittag und wir haben gerade erst Trassenheide querab. Häfen gibt es an der Küste von Usedom nicht. Vielleicht können wir hinter dem Wellenschutz am Streckelsberg ankern. Laut Vorhersage soll der Wind auf West drehen, dann müsste es dort geschützt sein. Außerdem könnte L. bei den Großeltern im Sommerhäuschen in Kölpinsee übernachten. Eine

Idee, mit der er sofort sehr einverstanden ist, zumal wir in diesem Jahr noch gar nicht im Sommerhäuschen waren.

Zwei Stunden später. Wir steuern gerade den Streckelsberg an, da hören wir vom Strand in Koserow die Ansage: „Bitte alle das Wasser verlassen, Gewitter“. „Gewitter, wo soll denn hier ein Gewitter sein?“ Ich drehe mich um. Hinter uns steht eine schwarze Wolkenwand und grinst uns höhnisch an. „Wo kommt die denn auf einmal her? Die war doch eben noch nicht da! Jetzt aber schnell!“ Motor an, Segel runter, Anker raus. Wir verziehen uns gerade mit den letzten Sachen, die noch in der Plicht herumlagen, unter Deck, da platzt die Wolke über uns. Eine halbe Stunde später kommt die Sonne heraus. Die Mücken sind weg. Dafür haben wir jetzt Wind. Nicht, wie angekündigt, aus Westen, sondern aus Nordosten, genau auf die Küste zu. Hinter den Wellenbrecher fahren wir nicht. Wenn der Wind zunimmt, sitzen wir dort in der Falle. Der Wind nimmt weiter zu – unaufhörlich, wie mir scheint. Ich bin allein an Bord. P. bringt L. zu den Großeltern. Scharf beobachte ich die Kardinale, neben der wir liegen. War die nicht eben noch weiter links? Drehen wir uns nur oder wandert sie aus? Was mache ich, wenn der Anker nicht hält? Motor an. Hoffentlich springt er ohne Kaltstartknopf an, den kriege ich nämlich nicht gedrückt. Und was mache ich dann mit dem Anker? Erleichtert atme ich auf, als ich P. endlich den Strand entlangkommen sehe.

Es ist kühl geworden nach dem Regen. In unsere wärmsten Jacken gewickelt sitzen wir mit einem Glas Whiskey in der Plicht und betrachten den Sonnenuntergang. Bevor wir schlafen gehen, überprüfen wir noch einmal den Anker. Scheint zu halten. Aber die Wellen sind höher geworden. Hinten habe ich das gar nicht so bemerkt, aber in den Kojen im Vorschiff geht es munter zu. Eine Welle hebt uns an, setzt uns ab. Die nächste hebt uns etwas mehr an, setzt uns ab. Die dritte ist noch ein wenig höher, Pause. Danach geht es von vorne los: 1,2,3, Pause. Irgendwann bin ich so müde, dass ich in den Pausen einnicke, aber die erste Welle der nächsten Staffel macht mich wieder wach. Dann schaue ich aus dem Fenster, um zu sehen, ob die Kardinale noch an ihrem Platz liegt. Werden die Wellen höher? Nimmt der Wind zu? Wenn jetzt was mit dem Anker passiert und wir merken es nicht rechtzeitig... Irgendwann hält P. es nicht mehr aus untätig dazuliegen und steht auf, um Ankerwache zu halten. In anderthalb Stunden löse ich ihn ab. Solange döse ich noch weiter im 1,2,3, Pause-Rhythmus. Man kann es nicht wirklich Schlaf nennen, aber mit dem Gefühl, dass P. aufpasst, komme ich doch etwas zur Ruhe.

Warum haben wir nicht früher daran gedacht, dass ja einer in der Hundekoje schlafen könnte, wo es viel ruhiger ist. Das darf jetzt erstmal P. ausprobieren, denn ich bin mit dem Aufpassen dran. Ich leihe mir seine dickste Fleece-Jacke, die zudem den Vorteil hat, mir viel zu groß zu sein, und hocke mich in die Plicht.

Es ist drei Uhr morgens. Alles um mich ist grau. Nicht schwarz, wie ich vermutet hätte, sondern von einem dunklen wattigen Grau. Am Horizont blinken die Lichtpünktchen der Fahrwassertonnen. Jede ihr eigenes, stummes Lied. Wie die Silhouetten missmutiger Zwerge stehen die Strandkörbe am Strand von Koserow, im Wald auf dem Kliff funzeln ein paar Laternen vor sich hin. Es ist die einsamste Stunde der Nacht, aber ich bin nicht die einzige, die wach ist. Zwei Lichter fräsen sich durch die Dunkelheit, ein Motor brummelt. Es ist der Trecker, der am Strand die Zigarettkippen und Bonbonpapiere aus dem Sand harkt und die Mülleimer ausleert. Um diese Zeit! Tiefes Mitleid erfasst mich. Ich sitze hier, weil wir der Meinung waren, unbedingt heute an dieser Stelle ankern zu müssen, also quasi zu meinem Vergnügen. Der arme Mensch auf dem Trecker aber muss sich die Nacht um die Ohren schlagen, damit die Badegäste morgen einen schönen sauberen Strand vorfinden, auf den sie neue Zigarettkippen und Bonbonpapiere werfen können. Während ich zusehe, wie die Scheinwerfer über den Strand hin- und herwandern, frage ich mich, ob unsere Gedanken sich kreuzen. Ob der Mensch auf

dem Trecker sich fragt, wer wir sind und was es mit diesem Schiff auf sich hat, das an dieser Stelle ankert, die dafür nicht besonders gut geeignet ist.

Als P. mich ablöst, schält sich die Welt langsam aus dem heller werdenden Grau. Rith schaukelt immer noch an derselben Stelle. Ich krabbele in die Hundekoje und genieße es so müde zu sein und jetzt schlafen zu dürfen.

Nach dem Frühstück fahre ich mit dem Schlauchboot ans Ufer, gehe den Strand entlang, die Treppe an der Steilküste hinauf und durch den Wald zum Sommerhäuschen, um L. abzuholen. Wenn wir hier Ferien machen, ist dies unser Rückweg vom Strand. Dann markiert das Wasser den Rand, an dem es nicht weiter geht. Jetzt komme ich von außerhalb dieses Randes und fühle mich ganz seltsam dabei.

L. fällt es schwer die wohlige Geborgenheit des Sommerhäuschens aufzugeben. Dass der Morgen kühl und feucht ist, macht es nicht leichter. Aber schließlich sind wir alle wieder an Bord und froh, diese Nacht gut überstanden zu haben. Als wir losfahren wollen, hat sich der Anker so fest eingegraben, dass P. ihn kaum herausbekommt.

Bei kräftigem Wind segeln wir los. „Guck mal, da ist das Haus in Stubbenfelde, in dem ich schon immer mal gerne wohnen wollte – so dicht am Strand. Da ist der Kliffkieker, wo wir jedes Jahr einmal zum Essen hingehen und das muss Bansin sein. Wir kennen das alles. So lange kommen wir schon jedes Jahr hierher, aber vom Wasser aus habe ich zumindest, die Insel noch nie gesehen.“

Auch L. ist wieder ganz bei der Sache. Er setzt sich sogar an die Pinne, obwohl das Steuern bei raumem Wind, der mit 4 bis 5 Stärken bläst und entsprechend hohe Wellen macht, nicht so einfach ist.

Bald haben wir die Swinemündung erreicht. Direkt in der Einfahrt, da, wo es eng ist und außerhalb der Fahrrinne nur knietief, kommt uns etwas entgegen, das die Ausmaße einer Häuserzeile in Berlin-Prenzlauer Berg hat. Eingeschüchtert quetschen wir uns an den Rand – am liebsten würden wir uns an der Fahrwassertonne festhalten – während sich die Fähre an uns vorbeischiebt. Im Dachgeschoss stehen viele Menschen und sehen auf uns herab. Von der Brücke winken sie freundlich. Zum Glück läuft ihre Schraube ganz langsam, sodass es keine großen Verwirbelungen gibt und wir heil aneinander vorbei kommen.

Am Nachmittag regnet es. Wir dödeln in unseren Kojen herum und vergnügen uns mit einem Wettbewerb, in dem es darum geht, wer den schlechtesten Witz macht. Die Witze sind wirklich sehr schlecht, aber wir haben viel Spaß dabei.

Später geht es in die Stadt zum Abendessen. Gar nicht so einfach, zwischen all den Pizzerien ein polnisches Restaurant zu finden. Aber schließlich haben wir Glück. Innen ist es nicht sehr groß und überraschend poppig eingerichtet, mit großen, von hinten beleuchteten Fotos auf Glas und buntem Schnickschnack an den Wänden und in Vitrinen. Die Terrasse auf dem Bürgersteig sieht dagegen ganz bieder aus. Stabile Holztische und -stühle unter großen weißen Sonnenschirmen. L. ist hier genau richtig. Es gibt Eierpfannkuchen in allen nur erdenklichen Variationen.

Während wir essen, kommen zwei Männer, die mit ihrem Folkeboot am selben Steg in der Nord-Marina liegen, wie wir. Der eine bleibt neben unserem Tisch stehen, während der andere hineingeht, um die Lage zu peilen. Er kommt wieder heraus mit dem Satz: „Da drinnen sieht’s ja aus wie beim Arzt.“ Sie gehen und wir fragen uns, was für Ärzte dieser Mann konsultiert, bei denen es aussieht wie in einem polnischen Restaurant.

Triton

Unsere Ferien gehen zu Ende. Wie im letzten Jahr kommt der Wind zwischen Oderhaff und Stettin von vorne und es wäre vernünftig, den Motor anzumachen, um es heute noch bis nach Dabie zu schaffen. Aber wie im letzten Jahr ist das noch einmal so ein herrlicher Segeltag, dass wir es einfach nicht übers Herz bringen, bei solchen Bedingungen zu motoren. So kreuzen wir fröhlich dahin und wechseln uns regelmäßig an der Pinne ab, damit es gerecht zugeht. L. spielt mal im Salon, mal sitzt er mit uns in der Plicht. Ich setze eben zu einer Wende an, da kommt er von unten hoch, schaut achteraus und sagt ganz beiläufig: "Oh, guck mal, was für ein Pott." Was meint er mit „Pott“? Rith schiebt ihren Bug durch den Wind und ich drehe mich um. Hinter uns ragt eine Bordwand auf. Ein englischer Containerfrachter, so leise und schnell, dass wir ihn glatt übersehen haben. Ich luve an, bis wir im Wind stehen, da ist er auch schon vorbei. Hätte L. ihn nicht bemerkt, wären wir ihm genau vor den Bug gekreuzt.

Mit uns sind noch einige andere Boote in dieser Richtung unterwegs. Von einem Jollenkreuzer, der uns eben überholt hat, ruft es herüber. Das Boot kommt mir bekannt vor, der Name auch: Triton. Das ist doch Familie Raasch aus unserem Verein. „Was haben Sie gesagt?“

Ich fühle mich hier so weit weg von Berlin, dass ich gar nicht damit rechne, jemanden zu treffen, den ich kenne. Aber eigentlich ist Berlin nur ungefähr 200 km entfernt und das Oderhaff könnte man getrost als ein Berliner Hausrevier bezeichnen. Triton verschwindet in Richtung Stettin, während wir in den Damschen See abbiegen, in dem wir noch einmal eine Nacht vor Anker verbringen wollen, bevor es in den Hafen geht zum Mast legen.

„The Schube“ (in Anlehnung an Steven Spielberg)

In rosigem Morgenlicht fahren wir Freitag früh die Oder hoch und träumen von einem Elektromotor, mit dem wir nicht nur den Anblick, sondern auch die Stille dieses Morgens genießen könnten. Zum Glück bleibt das Wetter gut. Wer nicht an der Pinne sitzt, kann sich auf dem Vorschiff aufhalten, wo das Dröhnen des Motors deutlich leiser ist. So vergehen die Stunden.

Der künstlerischen Leitung (mir) ist mal wieder nichts aufgefallen, aber die technische Leitung (P.) stellt, als er von seiner Erholungspause in die Plicht kommt, gleich fest, dass die Motortemperatur 80° C beträgt. Das ist für normale Motoren noch eher kühl, aber unser alter Diesel hat es noch nie auf mehr als ungefähr 60°C Betriebstemperatur gebracht. Hektische Fehlersuche. Das Kühlsystem scheint in Ordnung zu sein. Erstmals die Plicht fluten, um damit dem Motor, der darunter steht, etwas Kühlung zu verschaffen. Die Temperatur steigt nicht weiter, sinkt aber auch nicht. Vielleicht die Welle? Als wir die hintere Backskiste, unter der der trockene Auspuff verläuft, aufmachen, steigt Rauch auf. Also ausräumen. Erstaunlich, was alles in so eine kleine Backskiste passt. Die Sachen sind alle ziemlich heiß, haben aber zum Glück noch nicht angefangen zu schmoren. Abgesehen von der Temperatur ist auch an Auspuff und Welle kein Fehler zu entdecken. Wir stehen in der Plicht – sitzen können wir nicht, weil sich der Inhalt der Backskiste über die Bänke ausbreitet – mit dem Füßen im Wasser und halten Ausschau nach einer Anlegemöglichkeit. Dort löst sich das Rätsel: Wir ziehen eine lange Schleppe von Seegras hinter uns her, das sich fest um den Propeller gewickelt hat.

Als wir am nächsten Vormittag am Hafen Marienwerder vorbeifahren, kommen just in dem Moment drei Motorboote aus der Einfahrt und biegen in den Kanal ein. Auf den nächsten Kilometern bilden wir eine Art Konvoi mit uns als Schlusslicht. So holen wir eine Schubeinheit ein, die in derselben Richtung unterwegs ist, wie wir.

Nacheinander überholen die drei Motorboote die Schube. Das wollen wir auch, also Gasgeben und vorbei. Die Heckwelle rüttelt uns etwas durch, dann fahren wir nebeneinander. Aber was ist das? Wird der auf einmal schneller? Will er uns nicht vorbei lassen? Wieso nicht? Wir drehen weiter auf. Viel mehr ist nicht drin. Zentimeter für Zentimeter schieben wir uns vorwärts, bis wir den Bug neben uns haben. Hier ist Schluss. So sehr wir uns auch mühen, wir schaffen es nicht, die Bugwelle der Schube zu überwinden. Zähneknirschend lassen wir uns zurückfallen, werden von der Heckwelle fast auf die Steine am Ufer gedrückt und sind wieder dahinter, wo wir unsere Geschwindigkeit drosseln müssen, weil die Schube jetzt wieder langsamer fährt. Was ist denn das für ein Typ? Will der uns ärgern? Als wir nebeneinander hergefahren sind, hat uns der Schiffer keines Blickes gewürdigt.

Die Schleuse Lehnitz schaltet auf Rot, als wir noch etwa 300 m entfernt sind. Jetzt müssen wir mit dieser fiesen Schube schleusen. Die drei Motorboote sind noch mitgekommen.

In der Schleuse gibt es keine Zwischenfälle, aber beim Hinausfahren fällt uns auf, dass die Sportboote, die mit uns in der Schleuse waren, sich alle furchtbar beeilen, um da, wo noch genug Platz ist, an der Schube vorbeizukommen. „Kennen die den?“ Wir schaffen es nicht mehr und hängen wieder dahinter. Kilometer um Kilometer lauern wir auf eine Gelegenheit zu überholen. „Da hinten wird der Kanal ein bisschen breiter, da versuchen wir’s.“ Wir fahren dicht hinten auf, dann Vollgas und los. Der Motor heult, ich kann die Pinne kaum noch halten, P. muss übernehmen. Wieder schieben wir uns Zentimeter um Zentimeter an dem Ungeheuer vorbei und wieder stecken wir in seiner Bugwelle fest. Der Schiffer sieht stur geradeaus, P. hat einen entschlossenen Zug um den Mund. Ein Kopf an Kopf – Rennen, das noch wer weiß wie lange so weitergehen könnte, wenn nicht voraus auf einmal eine Schube auf Gegenkurs auftauchen würde. Einer muss jetzt klein beigeben. „Ich nicht“ knurrt P. durch die zusammengebissenen Zähne. Die Schube, die uns entgegenkommt, wird schnell größer, mir klopft das Herz bis in den Hals. Da bekommt Rith auf einmal einen kleinen Schubs und die Bordwand unseres „Gegners“ bewegt sich langsam, langsam nach achtern. Der Schiffer des Ungeheuers würdigt uns weiterhin keines Blickes, aber er hat ein wenig das Gas weggenommen. Gerade schlüpfen wir vor seinen Bug, da hören wir es neben uns splitternd und knirschen. Die entgegenkommende Schube ist so weit zum Ufer hin ausgewichen, dass sie einige Äste von den Bäumen abrasiert hat und im Wellental der Bugwelle des Ungeheuers, über den Schotter schrammt. Auweia, die sind jetzt bestimmt sauer. Bloß weg hier, bevor uns das Ungeheuer einholt. Ich muss an den Film „The Truck“ von Steven Spielberg denken, in dem ein Lastwagen, dessen Fahrer man nie zu Gesicht bekommt, einen Mann in seinem Auto verfolgt und versucht zu überfahren oder in den Abgrund zu stürzen, ohne dass die Filmfigur oder die Zuschauer erführen, wieso. Wir entkommen, aber noch eine ganze Weile schaue ich immer wieder nach hinten, um zu sehen, ob sich hinter uns nicht der stumpfe, stählerne Bug um die Ecke schiebt.

Samstagnacht mitten in Berlin

Für die letzte Nacht unserer Reise haben wir einen Logenplatz erwischt. Es gibt tatsächlich Anlegeplätze an der Oberbaumbrücke. Das wusste ich gar nicht, obwohl ich viele Jahre ganz in der Nähe, auf der Kreuzberger Seite gewohnt habe. Jetzt sitzen wir mit der letzten Flasche Rotwein in der Pflicht und schauen auf das Treiben um uns her. Menschen in den Cafés und Kneipen, Menschen, die mit einer Flasche Bier in der Hand auf den Ufermauern sitzen, Menschen, die über die Brücke flanieren oder am Geländer lehnen und auf den Fluss schauen, auf dem eine Party nach der anderen vorbeigefahren kommt. Was tagsüber die Touristen ‚Unter den Brücken und auf den Kanälen‘ herumschippert, wird nachts zum Partyschiff. Eine Single-Party,

ausgiebig mit Glitzerschleifen und herzförmigen Luftballons dekoriert, bleibt direkt vor uns stehen. Die Polizei hat den Fluss gesperrt – für ein Feuerwerk, wie wir der Ansage des Single-Party-DJ's entnehmen. Als wir vorhin ankamen, standen am Ostufer viele stark tätowierte, Bier trinkende Menschen unter einem Banner „Tattoo-Messe“. Vor der Tattoo-Messe im Fluss lag ein Schiff, auf dem für Feuerwerk geworben wurde.

Der Single-Party-DJ kündigt etwas ganz Besonderes an. Wir klettern an Land, um besser sehen zu können und zu den Klängen von Händels Feuerwerksmusik zerplatzen bunte Sonnen und Tausende von Sternen regnen vom Nachthimmel.